

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 44.

Montag, den 22. Februar 1909.

24. Jahrgang.

Am Franzosenstein.

Original-Roman von Erich Ebenstein.

(24. Fortsetzung.)

„Konstanze — Du wolltest, Du könntest — trotz allem?“ rief er atemlos.

„Sie schmiegte sich innig an ihn.

„Gans — ich kann ja gar nicht anders, sonst liebte ich Dich doch nicht? Geht lieben nicht alles miteinander teilen? Gutes und Schlimmes? Sieh, die ganze Welt mit all ihren Jammer und ihrer Enttäuschung wäre doch nichts als eine einzige große, schmerzende Wunde, wenn Gott nicht die Liebe daraufgelegt, die alles wieder heilen läßt!“

Er fand keine Worte der Erwiderung. Aber während er sie fester an sich drückte, tat er einen heiligen Schwur in seinem Innern, sein ganzes künftiges Leben und all seine Kraft nur ihrem Glücke zu weihen.

Dann machte sich Konstanze aus seiner Umschlingung frei und legte ihren Arm in den seinen und begann langsam mit ihm im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Und nun wollen wir einmal ganz vernünftig miteinander reden, Gans! Was Du mir da vorhin von einem besetzten Namen gesagt hast, war Unsinn. Die ganze Geschichte muß selbstverständlich unter uns beiden —“

Gans machte eine heftige Bewegung, aber Konstanze fuhr eifrig fort:

„Laß mich ausreden! Nicht, daß ich nicht auch mit Freuden Dein Weib würde, wenn Dein Name noch so besetzt wäre — aber darum handelt es sich doch nicht. Den Namen Deines Vaters, seine Ehre gilt es vor allem, und die soll ihm nicht noch im Grabe genommen werden. Sieh, Gans — Du könntest Deinen Namen wieder rein machen durch ein ehrenhaftes Leben — er kann das nun nicht mehr, und darum wollen wir schweigen über die Sache. Ich weiß, er hat uns alle gehaßt, und auch Dir ist er viel schuldig geblieben. Aber er war Dein Vater. Und nun er tot ist, wollen wir nur daran denken.“

Gans sah Konstanze an wie eine überirdische Erscheinung.

„Du sprichst so — Du —“ murmelte er erschüttert, „und ich, o, Konstanze!“

Sie drückte ihm beruhigend die Hand.

„Laß nur, Lieber, Du wärest ja später auch darauf gekommen. Heute war die Wunde noch zu frisch. Ich stehe fernher und sehe darum kühler.“

Gans schüttelte plötzlich energisch den Kopf.

„Es geht nicht, Konstanze. Es wäre doch ein Betrug an Peter Herzog und seinen Töchtern. Wie könnte ich je mein Haupt erheben in dem Bewußtsein — nein, nein, es geht nicht!“

„Wie Du gleich aufbrauest!“ lächelte Konstanze. „Höre mich doch erst an! Natürlich mußt Du den Schaden gut machen. Aber es muß ja nicht auf einmal geschehen. Mir kommt immer vor, der liebe Gott hätte es in seiner Vorsehung so eingerichtet, daß wir einander lieben! Wenn Du mein Mann wirst, Gans, bist Du Herr über alles, und ganz in der Stille wirst Du allmählich die Sache in Ordnung bringen und jedem das Seine geben. Da Du nun auch die Leitung der Herzogischen Werke übernehmen mußt — Papa kann dabei leider gar nichts mehr helfen und ich —“ sie lächelte schelmisch, „will mich nun ganz zur Ruhe setzen und nur mehr Dir leben — kannst Du es recht leicht einrichten. Meine Schwägerinnen verstehen nichts von Geschäften — wer weiß, ob

(Nachdruck verboten.)

die arme Sabine je wieder aus der Anstalt herauskommt — und Melanie wird sehr zufrieden sein, wenn Du ihr auf einmal erhöhte Zinsen schickst und mitteilst, daß der Wert der Gewerke oder die Eisenbahnaktien so beträchtlich steigen. Aus dem Verzeichnis dort weißt Du ja, was ungefähr den Herzogs gebührt. Nach und nach, wie es sich einrichten läßt, ohne Aufsehen, wirst Du ihnen ihren Anteil sicherstellen und damit ist die ganze Sache geordnet. Habe ich nicht recht?“

Wieder schmiegte Konstanze ihren Kopf an seine Brust und blickte zärtlich zu ihm auf.

„Du es um Deines Vaters willen und denke, daß es noch viel schwerer zu ertragen wäre, wenn die Leute ihm ins Grab hinein Böses nachreden würden. Und dann, Gans — bin ich nicht an Deiner Seite? Sind wir nicht zwei, um zu tragen?“

Gans atmete tief auf.

„Ja, Konstanze — Du bist bei mir! Du hast recht, es wird alles gehen, sobald ich Dich neben mir habe. In eines aber mußt Du willigen: Peter Herzog soll um die Sache wissen. Ihn kann ich nicht täuschen! Er hat um meines Vaters willen so viel gelitten, daß ich ihm die Wahrheit schuldig bin. Auch soll er wissen, daß, wenn der Herzog'sche Besitz zu neuer Blüte kommt, er es nicht dem Zufall verdankt oder meinen Verdiensten, sondern einzig seinem guten Recht. Meinst Du nicht, Liebste, daß wir seinem traurigen Alter wenigstens diese Genugtuung geben müssen?“

Konstanze dachte einen Augenblick nach, dann nickte sie.

„Ja, Gans, Du hast recht! Aber nicht Du — ich selbst will es ihm sagen und mir zugleich von ihm das Versprechen zu schweigen ausbitten. Willst Du mir das erlauben?“

Er blickte gerührt in ihre schönen Augen. „Mein guter Engel!“ murmelte er leise; denn nur zu gut verstand er ihre zarte Absicht. Sie wollte ihm das Demütigende des Geständnisses abnehmen.

Und plötzlich kam mit jubelndem Glüd die Erkenntnis über ihn, daß alles Schwere, das seit gestern über ihn hereingebrochen war, im Grunde nichts anderes bedeutete, als einen Gnadenbeweis Gottes, der ihn erkennen ließ, welchen Schatz er an dem Weib seiner Liebe besaß.

Langsam versanken Trauer, Schuld und Haß vor seinen Augen in dem Strom der Liebe, der von dieser Frau ausging. Wie hatte sie nur früher gesagt? „Gott hat die Liebe in die Welt gelegt, auf daß sie alles Schmerzendes immer wieder heilen läßt.“

„Ja, so war es. Und das ist schließlich alle Weisheit, die wir erringen können auf Erden,“ dachte er.

Konstanze nestelte sich an seinen Arm.

„Komm,“ sagte sie, „laß uns nun hinübergehen und gemeinsam an der Leiche Deines Vaters hüten; ich meine, das wird uns wieder ganz den Frieden geben.“

„Ja,“ murmelte Gans, „und daß ich's wieder kann, — auch dies verdanke ich Dir.“

Da gingen sie hinüber.

Man hatte den alten Paur inzwischen aufgebahrt. Brennende Wachskerzen und Blumen waren rings um ihn, und es schien Gans, als er nun in das stille, bleiche Gesicht des Toten blickte,

als sei er weniger hart als heute früh im Morgengrauen. Etwas
Feierliches lag darüber ausgedehnt, als habe eine geheimnis-
volle Hand leise glättend darüber gestrichen.

Lange standen sie Hand in Hand an der Leiche. Dann
schritten sie hinaus, und als Konstanze draußen im Sonnen-
schein Hans die Hand zum Abschied reichte, sagte sie:

„Ich glaube, er war ein armer Mann, trotz alledem, denn
sein Weg führte durch die kalten, finsternen Gefilde des Hasses.
Wir aber wollen unsern Weg suchen im warmen Licht. Lebe
wohl, Liebster, nun gehe ich zu Peter Herzog — fürchte nichts!
Er ist ein edler Mann, und die Schuld des Toten drin wird
in seiner Brust begraben bleiben.“

Und sie hatte recht. Als sie Peter Herzog alles erzählt
hatte, saß er lange schweigend in tiefer Erschütterung. Endlich
sagte er, in Erinnerung versunken, mehr zu sich selbst, als zu
Konstanze: „Damals, als ich im sinkenden Abendhimmel neben
ihm am Grabe meiner Margarete stand, war mein letztes Wort
an ihn: „Wenn ein Gott im Himmel ist, wird er richten zwischen
Dir und mir, und Du wirst Dein Ziel nicht erreichen!“ Nun
hat Gott gerichtet zwischen uns — wir aber wollen's dankbar
hinnehmen und schweigen.“ Dann drückte er Konstanzes Hand:
Wenn er unter der Erde liegt, dann bringe mir seinen Sohn;
da Du ihn liebst, muß er wohl anders sein, als sein Vater war.
Wir wollen ein neues Leben beginnen in Frieden und gegen-
seitiger Liebe.“

23. Kapitel.

Vor dem Wirtshaus „Zum heiligen Florian“ hielt ein
Wagen, dem zwei Reisende entstiegen. Ein eleganter junger
Mann und eine Dame, die, mit ausgesuchter Eleganz gekleidet,
noch einen Augenblick neben dem Wagen stehen blieb und be-
wegt über den stillen Platz blickte, auf dem die Nachmittagssonne
lag.

„Wollen die Herrschaften nicht ins Extrazimmer?“ mahnte
die Kellnerin, welche herbeigeeilt war und mit heimlicher Be-
wunderung auf die schöne, vornehme Dame blickte.

Diese machte eine heftige Bewegung und wandte sich gegen
den Garten, indem sie ihrem Begleiter zuwinkte.

„Rein. Bitte, decken Sie uns im „Salettl“. Komm,
Alexander!“

Der Herr bot ihr lächelnd den Arm, dann betraten sie den
Garten, in dem prachtvolle Nelken und Rosen — der Rosenauerin
Stolz — in voller Blüte standen.

Die Kellnerin schloß in die Küche, wo die Rosenauerin neben
der alten Randl saß und die letzten Winkler Ereignisse be-
sprach.

„Aus der Weiß' ist's, wie's in dem Jahr zugeht,“ sagte sie
eben, und erzählte die Neuigkeiten an den Fingern her: „Erst
wird die Sabine verrückt, dann erblindet der alte Herzog. Der
Paur stirbt Knall auf Fall — aber gelt, Randl, das war eine
schöne Leich' heute? Der Junge hat sich nicht spotten lassen! —
und jetzt sagen sie gar noch —“ sie beugte sich ganz nahe zur
Randl, „daß der Hans Paur die Konstanze Herzog heiraten soll!
Wenn das wahr wäre —“

„Glaub's nit. Wird wieder so ein unsinniges Gerede sein.
Und überhaupt hat er ja eine Braut.“

„Paß —“ die Rosenauerin schnippte mit den Fingern, „das
armfelige, häßliche Ding, die Landl! Ich wette, die hat er
längst satt. Und etwas muß doch an dem Gerede wahr sein, denn,
Randl, das hab' ich mit eigenen Augen gesehen, wie gleich nach
der Leiche, als wir vom Friedhof gekommen sind, der junge Paur
mit dem Fräulein Barbara ins Schloß hinüber zu den Herzogs
gegangen ist. Extra deswegen bin ich ihnen ein Stück über die
Brücke hinaus nachgegangen —“

In diesem Moment stürzte die Kellnerin herein.

„Frau Mutter,“ rief die Kellnerin, „gehn's nur geschwind
hinaus ins Salettl — Fremde sind gekommen, ein nobler Herr
und eine Frau, die ganz gewiß eine Gräfin sein muß — eine
langmächtige goldene Ketten hat's um ein seidenes Gewand und —“

„Na, na, was denn noch? Sag' lieber, was die Fremden
ang'schafft haben?“

„Gar nichts noch derweil. Geh' die Frau Mutter nur selber
hinaus, sie kann besser reden mit die noblen Leut' als ich —“

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Narren.

Wir steh'n in geist'ger Nachbarschaft
Mit der genialen Schöpferkraft!
Drum haben wir seit alten Zeiten
Mit dem Genie — Grenzfreitigkeiten.

O, käm' es an auf uns allein,
Nicht auf den großen Haufen,
So sperrte man die Klugen ein
Und ließ' die Narren laufen!

Gar mancher Mann und manches Frauzimmer
Bemühen sich, mit drolligen Manieren
Und Mummenschanz die Narren zu markieren
Im Karneval, und find's im Grunde — immer.

Ist einer auch ein halber Narr,
So muß, dies zeigt der Augenschein,
Die and're Hälfte offenbar
Noch lang kein halber Weiser sein.

Ich finde das, wenn man's recht versteht,
Sehr rücksichtslos von den Leuten:
Sie pochen auf ihre Majorität
Und nennen sich die „Gescheiten“.

Als Narr verlacht wird in der Welt
So mancher, der für klug sich hält.
Wer wird da wohl der Klüg're sein?
Ich bin ein Narr, doch seh' ich's ein!

(Fl. Bltr.)

O. E. Wantalowicz.

Dies und Das.

□ Der Effektbirektor. In der neuesten Nummer der Zeit-
schrift „Bühne und Welt“ finden wir eine Plauderei über
Theateroriginalität aus der besseren alten Zeit. Es wird darin auch
von einem Bühnenleiter erzählt, den man scherzweise den Effekt-
direktor nannte, weil er keine Komödie ohne Schlusseffekt, das
heißt ohne Tableau, gab. Bei Calliano endete „Maria Stuart“
vor den Augen des Publikums auf dem Schaffot. Nach den letzten
Worten Leicesters hob sich im Hintergrund der Vorhang, und
da lag bei bengalischer Beleuchtung Maria Stuart ohne Kopf
auf dem Bloß (die Darstellerin mußte ihren Kopf hinter dem
Bloß tief hinabneigen und ihren Nacken mit roter Wolle be-
decken, die das Blut markierte), und vom schwarz behangenen
Bloß rieselte das Blut (die rote Baumwolle) herab. Daneben
stand der Henker, in der rechten Hand das von Blut triefende
Schwert, in der erhobenen linken Hand — den taschierten, abge-
hauenen Kopf Maria Stuarts dem verehrungswürdigen Pub-
likum zeigend. Rechts und links vom Bloß standen Burleigh
usw. Wenn das Publikum Beifall klatschte und die bengalische
Flamme zu erlöschen drohte, rief der Direktor freudig seinem
Beleuchter zu: „Jotel (so hieß der brave Mann), schütt no
Kalkonium auf, i muß d' Stuartern no mal köpfen lassen!“ Jotel
tat, wie ihm befohlen, und Maria Stuart wurde da capo geköpft.
Konnte Calliano zum Schluß eines Stückes durchaus kein Schluß-
tableau anbringen, so ließ er — gleichviel wie der Inhalt des
Stückes war — den Helden oder die Heldin ausrufen: „Da
alles sich zum Guten gewendet, rufen wir aus vollem Herzen
aus: Es lebe unser Kaiser!“ Und das Orchester spielte die Volks-
hymne.

□ Eine verkleidete Frau als Zahlkellner. In Czernowitß
starb unter mysteriösen Erscheinungen der Oberkellner des Re-
staurants Woroblewski namens Michael Semeniuk. Dienstag
mietete er ein Zimmer in der Rottkirchgasse, wo er schwer er-
krankte. Der herbeigerufene Arzt wollte eine Untersuchung vor-
nehmen, doch der Patient gab dies nicht zu. Dem Arzt kam
dieses Verhalten um so merkwürdiger vor, als Semeniuk's Zu-
stand höchst besorgniserregend war. Er setzte nunmehr den
Thermometer an, um die Temperatur zu bestimmen. Bei dieser
Gelegenheit nahm der Arzt wahr, daß Semeniuk's Körperbildung
weiblich sei. Ohne eine Diagnose festgestellt zu haben, ging der
Arzt fort. Am Mittwoch früh wurde ihm mitgeteilt, daß der
Patient gestorben sei. Er begab sich nunmehr ins Sterbegemach
und konstatierte mit zweifelloser Bestimmtheit, daß Michael Se-
meniuk, der ungefähr 26 Jahre zählte, ein Weib sei, das seit
zweifellos Jahren in Czernowitß Männerkleider trug und überall
als Zahlkellner bekannt war. Semeniuk hatte wahrscheinlich
Gift genommen, weil er befürchtete, daß seine Verkleidung be-
merkt werden würde und er dann den Kellnerberuf nicht mehr
ausüben werde können.

Das heimliche Lied.

Dort drüben — weit, weit drüben, wo zum Strande
Die grüne Woge rauscht, da sitz' ich gern;
Ein halbverfallenes Kreuz ragt aus dem Sande,
Mit bleichem Kimmern grüßt es schon von fern.

Wer lauschen kann, der hört im Meeresrauschen
Ein seltsam schwermütiges, wehes Lied
Von Schuld und Qual und von Vergessentollen,
Das wunde Herzen in die Tiefe zieht . . .

Johanna Alice Lindo.

Mendelssohn-Bartholdy.

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages.

Aus dem Vortrage des Direktors Franz Schreiber-Wiesbaden.

In allen Teilen Deutschlands, ja in der ganzen Welt, wird in dieser Zeit ein Name gefeiert, dessen Träger den Ruhm Deutschlands als erster Musikstätte mit befestigten half. Es ist der ausgezeichnete Virtuose und Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy, geboren am 3. Februar 1809 zu Hamburg.

Sein Bild ruft Erinnerungen in uns wach, welche von des Lebens sonniger Heiterkeit, von tiefem, ehrlichem, ungetrübtem Empfinden reden. Wir sehen das freundliche Antlitz mit dem naiven Kinderbild und doch so geistig verklärt, vor unserem inneren Auge erstehen, so wie er uns in seinen Werken begegnet. Ein anmutiges Lächeln ist es meist, das uns umfängt, ein Lächeln wie die holde Frühlingssonne, wenn sie uns umstrahlt. Und wir Modernen brauchen viel Frühlingssonnenschein, um unser Herz für das, was wahrhaft schön und edel genannt zu werden verdient, aufzutauen, um es mit Licht und Wärme zu durchtränken. Wir haben die Sprache der edlen, klassischen Reinheit verlernt, angekränkt durch das ähnde Gift des modernen Realismus. Und der Begriff „Kunst“ ist in dem Lichte unserer heutigen Anschauungen ein anderer geworden.

Der Zweck dieser neuen Kunst dient nicht mehr wie ehemals der Idealisierung gesunden Menschengesundes; dagegen beleuchtet sie mit Vorliebe die Untiefen unseres Seelenlebens, mit seinen krankhaften Instinkten. Das Pathologische, Verwerfliche dient heute meist zum Vorwurf und trifft damit den Geschmack der großen Masse. Die technischen Mittel dürfen beileibe nicht natürlich und klar erscheinen, sondern kompliziert. Großer Apparat ist erste Vorbedingung. Gewiß, wir bewundern die Riesenapparate unserer modernen Gestalter, staunen sie an, aber dann bleibt oft ein Gefühl der Anstalt, der Uebermüdung, ja oft des Widerwillens vor solcher Kunst als Nachwirkung in uns zurück. Natürlich kann die Kunst niemals stille stehen, sondern muß stets neue Pfade aufsuchen; von ehernen Gesetzen in der Kunst kann nicht die Rede sein — mit Ausnahme jedoch eines, und dies heißt: „Ethik“. Ohne Ethik keine wahre, erhebende Kunst! Was ließe sich denn sonst mit den Worten unseres großen Schiller anfangen, welcher von der Würde der Menschheit redet und sie als unser höchstes Gut anpreist? . . .

Das künstlich Ersonnene, das in harter Arbeit Ausgeklügelte, sozusagen mathematisch Berechnete, die massige Architektur, die die raffiniertesten Kombinationen erdenkt, die pastose Farbaufstellung, sie bedeuten doch nur äußerliches Blendwerk. Wohin ist die Melodie unserer modernen Tonkunst geraten vor all dem Schall und Klang, wohin die klassische Form vor dem Begriff „Freizügigkeit“?

Die größere oder geringere Verleugnung, besonders der Melodie, bildet aber einen Hauptirrtum unserer Zeitrichtung, denn diese bildet eine Welt für sich und ist kein Bestandteil eines anderen Begriffs. Ziehen wir doch die tönende Natur zu Rat, suchen wir doch unsere Gärten und Wälder auf! Bedeutet da nicht jede einzelne Vogelstimme eine Welt für sich? Und in der Tonkunst sollte es anders sein? Die Melodie ist ein so unerschöpfliches Gebiet, daß unsere musikalischen Pfadfinder sich ihrer nicht zu entledigen brauchen, um originell zu erscheinen; und wer nichts von der Natur gelernt hat, wer ihr Tönen nicht hört, der ist kein Tondichter. An ihrem Busen haben Schiller, Goethe, Beethoven, Schubert u. a. m. Weisheit und Begeisterung getrunken, ihnen war die Natur ein ewiger Jungbrunnen.

Aus ihm hat Mendelssohn in freudigen Zügen das Köstliche für seine Muse geschöpft: seine herrliche Melodie, die naive Inspiration, die durchsichtige Form und die flüssige Eleganz seines Stiles; ein zweiter Mozart. Mit Recht nannte Bülow ihn einen Romantiker in klassischer Gewand, denn seine gelehrte Harmonisierung und seine Kontrapunktik besitzen Bach'sches und Beethoven'sches Gepräge.

Sein Wissen war jedoch nicht allein auf dem Gebiete der Musik ein bedeutendes, auch an Literatur und Wissenschaft besaß er große Schätze, daneben war er fleißig dem Sport ergeben. Schon sein Großvater, der bedeutende Philosoph Abraham Moses

Mendelssohn, hatte ein großes Verständnis für das Wesen der Kunst, welches sich in noch erhöhtere Maße auf den einen Sohn Abraham übertrug. Dieser wurde Musiker und der Vater des berühmten Komponisten. Nichts ist natürlicher, als daß dieser Vater die frühzeitig sich offenbarende Neigung zur Musik bei dem Sohne begünstigte.

Das gesellige Leben und der Kunstsinne des Vaters brachten es mit sich, daß in seinem Hause Männer wie Alexander Humboldt, Goethe, Lessing, als Freunde aus- und eingingen. Von Haus aus Israelit, stand er doch in seinem ganzen Denken und Fühlen auf christlichem Boden und so kam es, daß er, gleich seinem Schwager Salomon, sich frühzeitig zum protestantischen Glauben bekannte und auch gleich diesem sich den Beinamen „Bartholdy“ zulegte.

Frühzeitig schon wurde Felix zuerst von seiner ebenfalls sehr kunstsinigen Mutter in den Anfängen des Klavierspiels unterwiesen, später von Mme. Vigot und Zelter. Die ungetrübliche Begabung des Knaben und seine riesigen Fortschritte lenkten bald die Aufmerksamkeit namhafter Künstler auf ihn. Die musikalischen Abende im Hause Mendelssohn, in welchen Felix, neben seiner Schwester Fanny, als Klavierspieler auftrat, versammelten einen auserlesenen Kreis von Zuhörern. — Mit 17 Jahren war Felix ein fertiger Meister der Tonkunst. Von da ab beginnen seine Kunstreisen als Virtuose und Komponist durch England, Schottland, Süddeutschland, Italien, Schweiz, Frankreich, überall mit stets wachsendem Beifall empfangen. 1833 ernannte man ihn in Düsseldorf zum Musikdirektor. Zwei Jahre später folgte er einem Rufe als Dirigent der Gewandhauskonzerte in Leipzig, woselbst er das berühmte Leipziger Konservatorium gründete, mit Lehrern an der Spitze wie Schumann, Moscheles usw. Leipzig wurde durch ihn der Mittelpunkt des gesamten musikalischen Lebens. Mendelssohn verheiratete sich im Jahre 1837 mit einer Pfarrerstochter aus Neuchâtel, Made-moiselle Jeanrenaud. — Mit Ausnahme der Oper hat er die musikalische Literatur auf jedem Gebiete bereichert.

Als Hauptwerke haben zu gelten: seine Oratorien Paulus und Elias, die römische und schottische Symphonie, Sommer-nachtsstraum, die Ouvertüre Fingals Höhle, die Musik zu Antigone und Athalie, der Festgesang an die Künstler, Walpurgisnacht, zwei Konzerte für Klavier, eines für Violine, Psalmen, Hymnen, Chöre, Lieder.

In seinen Liedern ohne Worte für Klavier hat er ein Gebiet eröffnet, auf welchem er stets „Alleinbeherrscher“ bleiben wird. Diese romantischen Lieder, diese Gedichte, eröffneten die Bahn zu dem gesanglichen Phrasierungsstil, wo die Melodie, begleitet von gelehrten, harmonischen oder kontrapunktischen Kombinationen durch das Klavier zu einem ausdrucksvollen, nuanzenreichen Gesangston erhoben wird.

Seinem Sammeleifer in Kunst und Wissenschaft, seinem Forschungsdrang verdankt die Tonkunst, daß der damals ver-gessene J. S. Bach von ihm ausgegraben wurde. Als feuriger Apostel des Bachtums wußte er durch Wort und Tat bald eine begeisterte Gemeinde für diesen Uragroßmeister zu gewinnen.

Viele seiner Werke sind in Vergessenheit geraten, oder modernen Einflüssen zum Opfer gefallen, doch das meiste genießt den Segen der Unsterblichkeit. Nur allzu früh wurde dieser Lyriker der Tonkunst entzogen. Der Verlust, den er durch das Hinscheiden seiner innigsten Schwester erlitt, gab ihm den Todesstoß.

Ein Hirnschlag bereitete dem Untersässlichen am 4. November 1847 ein jähes Ende.

Menschen und Sterne.

Der Einfluß der Gestirne auf Menschen und andere Lebewesen der Erde wird von der Schulweisheit als Albernheit ver-lacht. Und doch ist dieser von dem hohen Rat der Wissenschaft als unsinnig bezeichnete Zusammenhang — wie Dr. Hübner in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift darzulegen sucht — durch einen Mann der Wissenschaft, der Hervorragendsten einen, bewiesen worden.

Kein Geringerer als Archentus, der mit dem Nobelpreise belohnte schwedische Forscher, der den Nachweis erbracht, daß, dem Mondumlauf entsprechend, scharfe Schwankungen der Luft-elektrizität stattfinden und daß dadurch wieder gewisse Lebens-äußerungen des Menschen mit großer Deutlichkeit beeinflusst werden.

So sind gewisse Vorgänge im weiblichen Organismus, so ist auch die Häufigkeit der Geburten von periodischen Elektri-zitätschwankungen abhängig, die nicht nur dem Umlauf des Mon-des, sondern auch dem der Sonne entsprechen. Ist es denn schließ-lich so verwunderlich, daß wir Kinder der Erde, die wir mit die-ser den großen Umlauf um ihre Achse und um die Sonne

...dass die Schwankungen an Aufwind, Stetigkeit, Magnetismus spüren
sollen, welche unsere Mutter Erde treffen? Verdenius hat uns
gezeigt, daß diese Schwankungen mit Vorgängen auf den Ge-
stirnen zusammenhängen, mit Vorgängen, die so wirksam sein kön-
nen, daß sie allerlei wunderbare Naturerscheinungen wie Nord-
lichter und heftige Gewitter auf der Erde hervorbringen
können.

Auch der Jahreszeitenwechsel spielt eine bedeutende Rolle in
den Lebensäußerungen des Menschen. Der italienische Psychologe
Lombroso findet in einer sorgfältigen Studie, daß im Frühling
Schöpfungen der Kunst, Entdeckungen der Physik, Chemie und
Astronomie am häufigsten sind. Verbrechen sind ohne Zweifel
von der Jahreszeit abhängig; Sittlichkeitsverbrechen kommen nach
Lombroso am meisten im Mai und August vor. Im Tierreich
sehen wir den Einfluß der Gestirne mit gleicher Deutlichkeit zum
Ausdruck gebracht.

Ein sehr deutlicher Einfluß der Gestirne macht sich beispiels-
weise in bis jetzt noch unerklärter Weise bei dem Auftreten von
Heuschreckenschwärmen geltend, welches fast stets unmittelbar vor
oder nach einem Sonnensfleckenmaximum stattfindet. So zeigt sich
allenfalls die Abhängigkeit organischen Geschehens von kosmi-
schen Faktoren. Im unendlichen All lebt und weht eines im an-
dern; herüber und hinüber strahlen Kräfte, strömen Substanzen,
der ganze unendliche Raum ist erfüllt von Atomen äußerster
Kleinheit und Geschwindigkeit, welche den Verkehr unter den
Gestirnen so prompt zu vermitteln vermögen wie der beste Tele-
graph mit oder ohne Draht.

Und da sagen unsere Gelehrten, daß der Einfluß der Gestirne
auf der Menschen geistiges und leibliches Befinden Torheit sei,
die nur in der Einbildung abergläubischer Schwachköpfe oder über-
spannter Grübler existiere, und daß lediglich die auf der Erde
sich abspielenden chemischen, physikalischen und bakteriologischen
Prozesse in unserem Leben die Herrschaft führen! Lange schüt-
telte einst — so schließt Dr. Häberlin seine interessanten Aus-
führungen — die bezopfte, unfehlbare Jungferlebsamkeit ihr
Haupt über Chladnis „Irrichten Aberglauben“, daß die Meteore
als versprengte Boten aus dem All zu uns kommen. Heute ist
dieser Aberglaube als Wahrheit erwiesen. Und immer sichtbar
wird das Band, das den Menschen mit den fernsten Welten
verbindet. Wer weiß, wie bald die Zeit kommen kann, da unsere
Wissenschaft lehrt, daß Sonne, Mond und alle Sterne Macht über
uns haben, wie die alte Chaldäische Weisheit behauptete!

Leute von Madagaskar.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wis-
senschaften überreichte A. Grandidier den ersten Band seiner Un-
tersuchungen, die er in Gemeinschaft mit seinem Sohne und im
Auftrage der Regierung in den letzten Jahren über die ethnogra-
phischen Verhältnisse der Insel Madagaskar angestellt hatte. Ueber
den Ursprung der madagassischen Bevölkerung herrschen heute
noch ebenso einander widersprechende Ansichten wie über die
Verwandtschaftsbeziehungen der Flora und Fauna dieser schon
sehr früh von Afrika abgerissenen Insel; hier leben u. a. die eigen-
tümlichen Halbaffen oder Lemuren, von denen nur wenige Ver-
wandte in andern tropischen Gegenden vorkommen.

Bisher nahm man an, daß die Ureinwohner Madagaskars von
Afrika herübergekommen und den Vantuvölkern zuzurechnen
wären; erst viel später sollen die aus dem fernen Osten der malai-
schen Inselwelt stammenden und noch heute den Osten Madagas-
kars bewohnenden Hova das Land besetzt und die Salalaben un-
terjocht haben. Auf Grund ihrer Untersuchungen kamen die beiden
Grandidiers zu dem Ergebnis, daß die madagassischen Völker-
stämme, die sie mit Ausnahme der Hova unter der Bezeichnung
der Malgachen zusammenfassen, ebenfalls aus dem Osten
stammen, aber nicht mit den Indomalaien, sondern mit
den Indomelanesiern der nordaustralischen Inselwelt verwandt
seien.

Diese Einwanderung habe, sagt Grandidier, wahrscheinlich be-
reits vor unserer Zeitrechnung stattgefunden, da in der Sprache
der Malgachen keine Spuren von Sanskrit nachweisbar seien. Zu
einem ganz anderen Ergebnis ist G. Ferrand gekommen; in

einer Monographie, die vor kurzem im „Journal asiatique“
erschien, versucht er im Gegenteil nachzuweisen, daß Sanskrit
trotz in allen madagassischen Dialekten zu finden seien, und daß,
falls die Malgachen wirklich auch malaiischen Ursprungs sein soll-
ten, ihre Sprache viel größere Ähnlichkeit mit gewissen Idiomen
Sumatras als mit denen der Melanesier habe. (Andererseits fand
Ferrand in dem früher und dem heute gebräuchlichen Vortrags-
sach der Malgachen, in der Bezeichnung ihrer Niederlassungen und
auch in ihrem Körperbau sichere Beweise für alte Beziehungen zu
den Vantuvölkern des afrikanischen Festlandes, von dem Ma-
dagaskar schon in sehr früher Zeit abgetrennt wurde. Nach Fer-
rands Ansicht ging die Besiedlung der Insel etwa folgendermaßen
vor sich: Die Urvölkerung ist unbekannten Ursprungs; dann
aber fand noch vor unserer Zeitrechnung eine mächtige Einwän-
derung afrikanischer Vantuvölker statt, der etwa vom 2. bis 4.
Jahrhundert eine Besiedlung malaiischer Stämme, wahrscheinlich
von der Insel Sumatra aus, sich anschloß. Vom 7. bis 9. Jahr-
hundert drangen zahlreiche Araber ein, die den Einwohnern den
Islam mitbrachten.

Im 10. Jahrhundert kamen neue Eroberer aus der ma-
laiischen Inselwelt, wohl wieder aus Sumatra, deren Vordringen
die Oberhoheit der Hova zur Folge hatte. Später drängten sich
noch unbedeutende persische Elemente ein, bis ungefähr ums
Jahr 1500 eine zweite Einwanderung von Arabern die Funk-
tion der madagassischen Bevölkerung vervollständigen half.

Die Skat-Ecke.

Auflösung zu Nr. 38.

Kartenverteilung:

V. a K D 9 8 7 — b A K 9 8 7

M. a b c B — b D — c A K 8 — d A 10 8 = 45

H. d B — a A 10 — b 10 — c 10 D 9 — d K D 9 = 53

8 mehr

Skat: c 7 d 7.

Spiel:

V. a7 aB aA = 23

M. bD b10 bA

V. a8 bB a10 = 12

M. dA dK aK

V. a9 cB dB = 4

M. cA c10 aD

V. Rest auf b.

Wichtige Lösung schickten ein: Walter Berg-Wiesbaden. —
Chr. Maurer-Wiesbaden. — H. Denner-Wiesbaden. — Emil Haas-
Wiesbaden. — W. Meister-Wiesbaden. — Erich Menke-Wiesbaden.
— G. Müller-Wiesbaden. — M. Schüller-Wiesbaden. — Th. Jeller-
Vierstadt. — A. Dauster-Biebrich

Skat-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

V, der Vorhandspieler, behält Wendespiel auf folgende Karte:

aK, D, 9, 8; b10; cK, 8 7; dA, 7.



Er wendet eine Sieben, findet noch ein As. Die Karten sitzen
so günstig, daß er mit Schneider gewinnt. M hatte 45 Augen weniger
in der Hand als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Gieses in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers,
Konrad Leybold in Wiesbaden.